



## Sahara

„Also, was jetzt?“ Michel wendete die Lammkoteletts, scharfer Grillrauch stieg mir in die Nase. Es war ein lauer Sommerabend, die Sonne malte dunkelrote Streifen in den Himmel. Die Nacht klopfte leise an.

„Ich weiß nicht. Den ganzen Tag nur Sand und Steine. Und was ist mit Skorpionen?“

„Oh Mann, du alter Schisser, die fressen dich schon nicht auf.“

„Und Terroristen, die uns entführen?“

„Dich net!“ Michel legte sich ein Kotelett auf den Teller, nahm die Bierflasche.

„Prost!“ Wir stießen an.

„Und das Auto hält?“

„Das weiß man nie, aber darüber haben wir doch schon gesprochen, ...“

Ja, Michel hatte erklärt, dass wir keine Extremtour machen, und auf Pisten bleiben, wo immer wieder mal einer vorbeikommt, maximal zwei Tage Wartezeit.

Die Koteletts waren fertig, Michel legte mir zwei auf den Teller.

„In der Wüste gibt es super Hammelfleisch.“

„Na, dann kann eigentlich nichts schief gehen!“, sagte ich und wir prosteten uns zu. Die Kerzen fackelten im

Abendwind.

Die Fahrt nach Genua zur Fähre verlief unproblematisch. Der Nissan machte sich gut, abgesehen von seinem exorbitanten Spritverbrauch. An Michels Lieblingsunterkunft, ein verwaistes Stromhäuschen am Gardasee hatten wir Rast gemacht und jetzt schifften wir uns übermüdet nach Algier ein. Die See war ruhig, ein paar Sterne schauten belustigt auf unser Treiben, der Mond schwieg allwissend.

Zwei Tage waren wir auf See unterwegs nach Algier. Außer Wasser, Spielautomaten und ein paar hippiemäßigen Trampeln gab es wenig Abwechslung. Von Algier aus gings weiter nach Tamanrasset. Die knapp 800 Kilometer dorthin verbrachten wir auf einer endlosen Teerstraße, rechts Wüste, links Ödnis. Fast wie in Berlin Marzahn oder Nürnberg Langwasser.

„Mir wärs nach einem guten Lammfleisch“, sagte ich und schaute gelangweilt ins steinerne Nichts.

„Ist ne Hungerstrecke bis nach Tam“, sagte Michel, „da musst du durch!“

In Tamanrasset erwarteten uns Maggy und Rainer. Maggy war Lehrerin und Anhängerin einer Art mystischen Naturreligion mit leicht christlichem Touch. Sie kam mit Freund Rainer - unserem Mann aus Brüssel, der dort gerade die 27. Praktikumsstelle geschmissen hatte. Beide waren mit dem Flugzeug angereist und wir luden unsere Sachen in den zweiten Jeep, den Michel vor Ort besorgt hatte. Außerdem

hatte er noch die heiß ersehnte Hammelkeule organisiert. Wir planten zwei Wochen rund ums Hockargebirge, ein gigantisches fast schon obszön nacktes Felsenmassiv mitten in der Sahara.

Zuerst fuhren wir westlich dem Gebirge entlang, Michel hielt alle paar Kilometer und klopfte Steine auf. Er war Geologe und erzählte uns viel über Sedimente, Scherkräfte, Verwerfungen und Verschmelzungen und Zeitaltern, von denen ich noch nie gehört hatte. Besonders abends, wenn wir müde unser Nachtquartier aufschlugen, und über dem Feuer unsere Mahlzeiten zubereiteten, wurden seine Erläuterungen detailreich. Ich ahnte, dass früher alles anders war, aber Maggy war ganz Ohr und steuerte eigene Thesen zu:

„Ich glaube ja, dass sich Steine ebenso wie Menschen anziehen und abstoßen und eine bestimmte Affinität zueinander haben, so wie eben alle Dinge, und dass aus diesem Spannungsverhältnis letztendlich alles entsteht und vergeht.“

Meine Überzeugung war vor allem die, nicht mehr lebend aus der Wüste zu kommen.

Rainer, der aus einer Winzerfamilie stammte, bemerkte, dass hier früher bestimmt auch Wein angebaut wurde, bevor die Römer alles abgeholzt hatten. Wir nickten nachdenklich, verwünschten die Römer und die Abwesenheit von Wein.

„Ab morgen fahren wir nach oben, wir könnten abends an

der höchsten Stelle sein. Dort suchen wir uns einen schönen Platz und essen unsere Hammelkeule“, schlug Michel vor.

„Das heißt, wir verlassen die Hauptpiste?“, fragte Rainer.

„Wir verlassen sie nur ein Stück weit, außerdem fahren wir vorsichtig.“

Es gab Aussicht auf die Hammelkeule. Unsere heilige Hammelkeule. Und besonders Rainer wusste dieses Argument zu würdigen.

Am nächsten Tag rumpelten wir zeitig los und schafften einige Höhenmeter. Der Weg verschlechterte sich zusehends. Steine, Felsbrocken polterten gegen Karosserie und Unterboden. Schneckentempo.

„Michel, wir müssen umdrehen!“ Michel studierte Satellitenkarten.

„Quatscht nicht rum! Der Weg wird wieder besser.“

„Die Autos halten das nicht mehr lange durch“, intervenierte Rainer und dachte vor allem an sich selbst.

Michel interessierte sich nur dann für Bedenklichkeiten, wenn er diese selbst hegte, er hauste in seinem eigenen moralischen Biotop. Er winkte harsch ab.

„Da bin ich schon ganz andere Strecken gefahren.“

Er war der Führer, also ging es weiter durch das holprige Steinmeer und der Weg wurde tatsächlich wieder besser.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir die auserwählte Koordinate. Ein Plateau mit einem Blick in ein

Labyrinth von Tälern, umspannt von majestätischen Bergen. Eine atemberaubende und archaische Schönheit aus Fels und Sand, ein äonenaltes Meisterwerk der Natur. Wir bereiteten unser Lager, machten Feuer für Couscous und den Hammel.

„Im Übrigen, glaube ich, Steine haben eine Seele“, meinte Maggy, Rainer nickte beiläufig, sie waren frisch verliebt und er wollte keinen Streit. Michel dagegen hatte Steine bis in Mark und Bein erforscht, sie in parmaschinkendünne Streifen geschnitten, unter dem Elektronenmikroskop bestrahlt und ihr Innerstes ausgeleuchtet. Eine Seele hatte er noch nicht entdeckt.

„Das wäre wirklich eine wissenschaftliche Sensation, ich glaube, wenn ich das nachweisen könnte, wäre ich ein gemachter Mann.“

Die Hammelkeule war fertig und die Sonne hatte sich weiter geneigt, färbte die Berge in ein zartes orange. Maggy rutschte unruhig hin und her. Abrupt stand sie auf.

Wir rätselten, was ihr fehlte, und Rainer wollte ihr nachlaufen, aber der Hammel in der Hand war ihm wichtiger als die Maggy im Jeep. Sie kam nach ein paar Minuten zurück und hielt eine Tuba in der Hand.

Eine echte Tuba, Höhe eins fünfzig, Breite ein halber Meter. Michel verschluckte sich fast: „Hast du die etwa mitgenommen – mit in die Wüste?“

Er hatte uns eingebläut, bloß keinen Ballast mitzunehmen.

Maggy ließ sich nicht beirren, setzte sich an den Bergrand,

setzte das gewaltige Instrument an ihre Lippen und fing an hinein zu blasen. Ein einfacher Ton nur, der ein tausendfaches Echo gab.

Dann begann sie zu spielen, gegen sich und ihr Echo, vertiefte die Harmonien, wand den Körper, verdrehte die Augen, pustete was das Zeug hielt. Ein Dialog entspann sich zwischen Mensch und Stein, ein Gespinst aus Tönen und goldenem Licht. Wir lauschten wie gebannt.

Ein paar Minuten später hatte die Sonne ihr Tagewerk vollbracht und räumte den Platz für die Nacht. Das Gold der Berge ermattete, verwandelte sich in stumpfes Grau. Maggys Spiel verlangsamte sich, ebte ab, wie eine Welle am Strand. Schließlich legte sie ihr Instrument vorsichtig zur Seite.

„Hoffe, ihr habt was übrig gelassen“, scherzte sie und fischte sich ein Stück Hammel.

„Hey, Maggy, super das mit der Tuba“, lobte Michel und wir lobhudelten mit. Im Schein des Feuers aßen wir die letzten Reste und legten uns wenig später schlafen.

Am nächsten Morgen zerriss ein Schrei unseren Schlaf.

„Das Öl ist ausgelaufen.“

Maggy hatte die stinkende Lache zuerst entdeckt, wir sprangen zum Jeep.

„Schätze, die Ölwanne ist leck“, meinte Michel und schlüpfte unters Auto. Klopfte, schlug gegen Blech. Mit verschmierten

Händen kroch er zurück.

„Kann man notdürftig reparieren, Motorölf flaschen haben wir noch. Lange wird ´s nicht halten, wir müssen zur Hauptpiste zurück, wenn keiner rumjammert, schaffen wir ´s“, sagte er. Er machte sich an die Arbeit.

Das, was ich von Anfang an erwartete hatte, war eingetreten. Stress. Wenn die Reparatur nicht hielt, ein Tag zu Fuß zurück zur Piste, dann zwei Tage warten bis jemand vorbeikommt. Alternative: Blieben wo man ist und Reifen verbrennen. Maggy warf sich in Rainers Arme, Rainer schluckte. Keiner sagte einen Ton.

Michels Reparatur zog sich in die Länge, er fluchte laut, aber er schaffte es. Wir fahren in gedrückter Stimmung los. Sein Provisorium hielt genau elf Kilometer, der Temperaturanzeiger rutschte in den roten Bereich. Hinter uns eine dünne Ölspur. Michel wieder unterm Wagen. Das Loch war größer geworden.

„Okay, Plan B, das Auto bleibt hier, wir gehen zur Hauptpiste, ich lasse mich nach Tamanrasset bringen und besorge eine neue Ölwanne. Wenn es gut läuft bin ich übermorgen Abend zurück, wenn es schlecht läuft in vier Tagen. Soviel Wasser müssen wir also mitnehmen. Los, jetzt kein Gemeckere. Wir haben nicht ewig Zeit.“

Wir beluden uns mit den wichtigsten Vorräten und latschten miserabel gelaunt los. Es war heiß, womöglich würde das Wasser gar nicht ausreichen. Ich formulierte mein

Testament, Rainer und Maggy küssten sich unheimlich oft und lange. Zwei Stunden trabten wir so in der Hitze, Michel mit Stechschritt voraus.

Da sahen wir in der Ferne einen kleinen Konvoi. Wir winkten und zwei Jeeps steuerten auf uns zu. Schweizer.

„Hi, habt ihr ein Problem?“ Ein braungebräunter Mann mit Riesenschirmmütze lachte uns an.

„Genau gesagt nur das Auto, lecke Ölwanne.“

„Hey, ich bin Automechaniker und krieg das wieder hin.“

Wir schlugen ein paar Meter weiter unser Lager auf und ich weiß nicht wie, aber Andi - unser Mann aus der Schweiz - reparierte das Ding und zwar so, dass es hielt.

„Habt ihr gestern Abend auf dem Plateau Trompete gespielt?“

„Nein, Tuba“, warf Maggy ein.

„Das hat man kilometerweit gehört, die Akustik ist ja phänomenal. Dort müssen wir spielen!“

Andi war mitsamt seiner Band namens „Weltkulturerbe“ unterwegs, sie hatten einen VW-Bus zu einem fahrbaren Tonstudio umgebaut. Dort wollten sie ihre erste CD produzieren und sich dabei von der Gebirgslandschaft inspirieren lassen.

„Eine Posaune können wir gut gebrauchen“, sagte Andi.

„Tuba“, korrigierte Maggy.

Ein paar Stunden später standen wir wieder auf dem

Plateau, die drei Schweizer hatten überall Mikrofone aufgebaut, jetzt bearbeiteten sie ihre Instrumente. Dazu Maggy auf der Tuba, Michel klopfte eine abgenagte Hammelkeule und Rainer klimperte auf einer Weinflasche, von der er sich zwischendurch bediente. Um uns ein Meer aus Steinen, Sand und Zeit. Zeit, die wie Honig dahin kroch.

In dieser Nacht produzierte „Weltkulturerbe“ ihre erste CD mit dem Titel „Steinweich“. Die Schweizer schickten sie uns vier Wochen später zu. Da waren wir längst zu Hause angekommen – wohlbehalten und mit dichter Ölwanne.

Wenn ich heute die CD auflege, vergeht nachweislich die Zeit langsamer. Weiche Eier brauchen zwölf Minuten statt sechs und Fernsehnachrichten eine halbe Stunde. Ich nütze diese Zeitlücke, lege mich auf den Rücken und schließe die Augen. Vor mir erheben sich Berge und Schluchten wie aus dem Nichts. Ich bestaune die kargen Felsen, atme die sandig-warme Wüstenluft und genieße den Duft von gebratenem Hammelfleisch.